Octavia.

Erzählung von G. Reuter.

(7. Fortsetzung.)

Es war Frau Riviotti eine traurige Freude, die Freunde bei sich zu sehen und mit Marie die schöne Vergangenheit noch einmal zu durchleben. Diese drängte alle ihre Wiedersehensfreude zurück und ging ganz in Octavia auf. Die lustige kleine Frau hatte auch eine Kammer in ihrem Herzen, wo sie die Erinnerung an ein ihr früh genommenes Kind bewahrte, wenngleich die später geborene muntere Schaar Frohsinn und Glück längst wieder in ihr geweckt hatten. Ihr Mitfühlen that Octavia sehr wohl. Sie schloß sich der Pastorin warm und innig an. Als diese nach einer zusammenverlebten Woche Abschied nahm, war es ihr, als kehrte der Schmerz und ein Gefühl gänzlicher Verlassenheit mit doppelter Gewalt zurück. Die langen, frischen Briefe, die ihr aus dem Thüringer Pastorate fast wöchentlich zukamen, konnten die Nähe der herzlichen Frau nicht ersetzen. Oft waren sie mit den Berichten fröhlichen Gedeihens nur ein bitterer Tropfen mehr in ihrem verarmten Leben.

Die kühlen Trostworte von Freunden und Bekannten hatten Frau Riviotti in den ersten Tagen der Verzweiflung herbe abgewiesen. Nichts verletzt die Menschen mehr, als wenn man ihr Mitleid nicht zu begehren scheint. Wenige kehrten in das Haus zurück, welches aus einer Stätte heiterer Geselligkeit zu einer Wohnung der Trauer geworden war. Auch diese begnügten sich mit flüchtigen Besuchen. Der Einzige, von dem es Octavia bekümmerte, daß er ihr keine Theilnahme erwies, war Schlippendorf. Ihn hätte sie für treuer gehalten.

So war sie allein in ihrem schönen Hause, während ihr Mann sich draußen zerstreute. Seine Gegenwart hätte sie am wenigsten gewünscht. Riviotti hatte gewußt, daß ihr Kind starb und hatte sie tanzen lassen die ganze Nacht hindurch, während die kleine Seele allein den dunklen, schauerlichen Pfad ging. Er trug die Schuld, daß sie in der Sterbestunde nicht bei ihrem Kinde gewesen war. Das verzeiht eine Mutter nicht. Wird die menschliche Natur, auch wenn sie aufrichtig nach Vollkommenheit ringt, hier je zu einer heiligen?

In Octavia's Herzen steigerte sich die Abneigung gegen ihren Gatten zu leidenschaftlichem Haß.

Die Gedanken der jungen Frau gingen mit nagender Reue zu dem Abend zurück, wo ihr Geschick sich entschieden hatte. — Wenn Wulfhart jetzt an Alphons' Stelle gestanden hätte, mit seiner tiefen, großen Liebe sie stützend und haltend! Wenn er ihr den Weg gewiesen hätte zu jenen Regionen, zu denen sie mühsam allein emporzuklimmen versuchte und wo sein reiner, ernster Geist heimisch war! — Oft traf sie die Erinnerung an ein von ihm gesprochenes Wort, welches damals unbeachtet oder gleich einem Räthsel, dessen Lösung nicht der Mühe lohnt, an ihrem Ohre vorübergeglitten war, wie ein Blitz, der dunkles Land erhellt. Je mehr sie sich vom Aeußerlichen löste, je gehaltvoller ihr Denken wurde, desto lebhafter wurde Octavia's Empfindung für die Größe der Gabe, die ihr in dem Herzen dieses Mannes geboten worden war und die sie leichtsinnig von sich gewiesen.

Nun hatte auch sie die Liebe kennen gelernt — nicht die halb bewußtlose Gewohnheitsliebe zu den Menschen, die unsere tägliche Umgebung bilden, sondern das wahrhaftige, unbeschreibliche, herrliche Gefühl, das der Schöpfer seinen Kindern von dem eigenen Wesen einflößt. Und sie begriff erst, was Wulfhart gelitten haben mußte, als sie sich von ihm ab zur Thorheit und Lüge wandte. In seinem leidenschaftlichen Flehen hatte die Ahnung alles Leids gelegen, dem sie entgegenging.

Riviotti fühlte seines Weibes wachsende Abneigung schnell. Eigenliebe war stets die empfindlichste Stelle seines Herzens gewesen. Er strengte sein Gehirn nicht damit an, zu ergründen, welches die Quelle dieser Abneigung sein möchte. Niemals wäre er darauf gekommen, daß der Grund dazu in dem Augenblick gelegt worden war, wo seine Frau die Achtung vor ihm verloren hatte. „Launen" war die Erklärung jeder Empfindung, welche er nicht theilte oder nicht verstand. Doch begann er diese „Launen" etwas lange andauernd zu finden. Via's sprudelnde Lustigkeit war zu stillem Ernst geworden, ihre leuchtende Schönheit begann in Thränen zu verlöschen. Seit dieser Veränderung wurden auch seine Gefühle bedenklich kälter. Er gab sich keine Mühe, es zu verbergen.

Ende Juni eröffnete er seiner Frau, daß er die Absicht habe, auf einige Zeit nach Europa zu gehen, um seine angegriffene Gesundheit zu stärken. Da sie hartnäckig darauf bestehe, sich in ein empfindsames Wesen zu hüllen, wünsche er ihre Begleitung nicht. Er lasse ihr bis zum Herbst Zeit, mit der Trauer um das Kind fertig zu werden.

„Du kannst nicht verlangen, daß ich Dir zu Deinem übertriebenem Schmerz den Thränenkrug halte," schloß er. „Ich denke, bis dahin wird dann wohl auch der Einfluß Deiner geistlichen Freunde etwas verblaßt sein und Du des Nonnenschleiers, mit dem es Dir jetzt zu spielen beliebt, überdrüssig werden. Ich hoffe es wenigstens, denn —" fügte er schroff hinzu, „mir gefällst Du nicht darin, und das christliche Gebot befiehlt ja wohl, wenn ich mich recht erinnere, daß das Weib dem Manne unterthan sein soll. Du weißt also meine Wünsche für die Zukunft."

Der Abschied zwischen den Eheleuten war sehr kalt. Riviotti reiste nach Baden-Baden, nicht unzufrieden, das alte Junggesellenleben einmal wieder aufnehmen zu können. Der Zufall wollte es, daß Stolzenfels' mit demselben Schiffe ebenfalls nach Europa abgingen. Die Baronin war zwar eine Freundin seiner Frau, aber sie verstand Monsieur sehr gut. Der arme Mann war wirklich zu bedauern, daß das reizende Wesen so eigensinnig war. Sie hätte es nie für möglich gehalten. Wie traurig für ihn, die Reise allein machen zu müssen! Die gute Baronin suchte Riviotti während der Ueberfahrt nach Kräften zu erheitern, und ihr menschenfreundliches Bemühen wurde mit dem günstigsten Erfolg gekrönt.

11.

Octavia versuchte, sich ihrer Freiheit zu freuen. Doch die stete Einsamkeit wurde der lebendigen Frau zuletzt doch drückend. Sie traf die Dienstboten über ihr Zurückbleiben flüsternd. Endlich wurde sie von verschiedenen Seiten verblümt ausgeforscht, ob ein ernstliches Zerwürfniß stattgefunden habe. Man erbot sich, zu vermitteln, zu versöhnen.

Via wies diese Vorschläge mit Kälte ab. Sie war todestraurig dabei. Riviotti's Liebe, die kein Verständniß für ihre höchste Freude, ihren tiefsten Schmerz besessen, begehrte sie nicht mehr. Nach und nach tauchte vor ihr selbst der Gedanke an Scheidung auf. Freiwillig Allem entsagend, was sie gelockt und verführt hatte — so konnte sie vielleicht sühnen, was sie an der eigenen Seele, wie am Heiligthum der Ehe leichtsinnig gefrevelt. In dem überströmenden Glück an ihrem Kinde war alles Andere zurückgetreten. Jetzt kehrte das Gefühl ihrer Schuld, so lange betäubt, mit ernster Gewalt zu ihr zurück. In einem entsagungsvollen, dem Dienste der Armen und Notleidenden geweihten Leben fand sie vielleicht Befreiung von der Last, die vereint mit der beständigen Sehnsucht nach ihrem kleinen Mädchen, ihr Herz fast erdrückte.

Immer festere Gestalt nahm der Entschluß in ihr an. Das dumpfe Hinbrüten konnte sie nicht länger ertragen. Sie mußte Etwas thun, um nicht in Finsterniß und Gram zu versinken. Am Grabe ihres Kindes wollte sie sich klar werden. Dort sollte Gott ihr Antwort geben auf die Frage ihrer Zukunft.

Die christlichen Kirchhöfe liegen vor den Thoren der europäischen Quartiere, etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt. — Träge schleppten sich die von Mosquitos gequälten Pferde vor Octavia's Wagen durch den tiefen Sand der Allee. Zu beiden Seiten standen Tamariskenbäume, das feine Geäst in einen grauen Staubmantel gehüllt, wie traurige Gespenster den öden Weg bewachend. Die Sonne hing, eine glühende Kugel, am dunstigen Himmel. Ringsumher zitterte die Luft vor Hitze, und der grelle Widerschein der weißen, unbebauten Ebene blendete die Augen. Die Pflanzen, welche die Regenzeit darüber gezaubert, waren noch hier und da als versengtes, dürres Gestrüpp sichtbar. Das Meiste hatte der feine, glühende Sand, der sich, wenn ein Luftzug vom Meere her blies, in wirbelnden Wolken erhob, verweht und begraben. — In dieser Gegend lagen keine menschlichen Wohnungen. Die Fellahs suchen die fruchtbarere Nachbarschaft des Kanals. Nur der arabische Todtengräber hatte seine Hütte an die weiße Kirchhofsmauer geklebt und lag schlafend in ihrem Schatten. Neben ihm saß ein Weib, den von Fliegen und Schmutz bedeckten Säugling an der Brust, gedankenlos vor sich hinstarrend. Schlaftrunken öffnete der Mann auf des Kutschers Zuruf das eiserne Gitterthor des kleinen protestantischen Friedhofes und begrüßte die eintretende Frau mit mitleidigem Blick. Er kannte sie gut; wer kam so oft wie sie, in sein trauriges Revier? Selten empfing er Besuche, außer wenn ein neuer Gast in den stillen Garten einzog.

Die Lebenden draußen kümmerten sich nachher nicht viel mehr um den Schläfer. Das mochte man in der Heimath thun, in dem langsamen Geleis des friedlich häuslichen Lebens. Hier außen in der Fremde galt es: erringen, kämpfen, in möglichst kurzer Zeit ein Vermögen erraffen, und die übrigen Stunden füllte der Genuß.— Wer auf der schwindelnden Bahn niedersank, zusammenbrach, der wurde bei Seite geschafft und vergessen. An seine Stelle traten Neue.

Da ruhten die Erlegenen in langen Reihen. Prunkhafte Grabsteine deckten die Einen, dazwischen mancher Hügel, auf dem nur ein hölzerner Stab mit einer Nummer steckte—ein Fremdling, der im Gasthof einsam gestorben war. Man wußte nichts von ihm, als daß er deutsch geredet und begrub ihn hier. Der Wirth hielt sich an seinen Sachen schadlos. Auf manchen Gräbern lag ein verwitterter Kranz, den vielleicht vor langer Zeit ein Angehöriger dort niederlegte. Wenige kümmerliche Cypressen begrenzten den breiten Mittelweg. Die Sandhügel lagen kahl und wüst in der brennenden Sonnengluth des Sommertages. Todestraurige Verlassenheit brütete darüber.

Octavia ging langsam hinab. Dort lag ihres Kindes Grab, wie eine Oase in der Oede umher. Der Todtengräber folgte ihr und zeigte auf die Rosen, die blühend das Marmorkreuz umrankten.

„Ich habe den Blumen alle Abend Wasser gegeben, ya sitte*)," sagte er.

Via zog die Börse, ihm zu lohnen. Aber der Mann sah nicht auf das Geld, sondern in die thränenvollen Augen, die ihn dankbar anblickten, und ging leise fort, ernst und kopfschüttelnd.

Octavia entfernte einige gelbe Blätter und ordnete frische Kränze auf dem Grabe. Dann kniete sie nieder und legte ihren Kopf auf das Kreuz.

„Meine Wonne, meine kleine Blume, mein Vögelchen! Warum bist Du von mir gegangen? — — — O mein Kind, mein Kind!"—

Die Sonne ging unter. Die Welt leuchtete auf in Purpur und Gold und verblaßte zu Rosenroth und Violett. Dann zogen die Schatten der Nacht schnell herauf.

Via schaute sinnend vor sich nieder.

„Gott im Himmel," sagte sie, „Du weißt, daß mein Glück todt ist. Ist es Unrecht, daß ich Ruhe suche und Freiheit?" —

Es wurde ihr keine Antwort.

Langsam ging sie zwischen den Gräbern auf und nieder. Die Jugendjahre im Elternhause zogen an ihr vorüber, mit allem Träumen und Hoffen und den plötzlich erfüllten Wünschen. Welches Glück hatte sie ihrer Familie mit dem Reichthum bereiten können? Es hatte kein Segen darauf gelegen. Dazwischen tauchte die Gestalt Wulfhart's aufs Neue vor ihr auf. Wie ein goldener Faden zog sich sein Andenken durch ihr Leben.

Ein fast überirdischer Nimbus strenger Hoheit wob sich um seine Gestalt im Gegensatz zu ihr und ihrem Gatten.

Ja, sie wollte sich losmachen, von sich werfen den werthlosen Schmuck, fortan leben in der Welt seines Geistes, seiner Ideen. Sie blieben ihr Eigenthum, wenn auch seine Person für sie verloren war. — Vielleicht führte ihr Pfad sie doch einmal noch zusammen, und sie durfte ihm zeigen, daß sie gerettet, daß sie seiner nicht unwerth war — —

Der Mond tauchte am Horizont auf. Sein bläulicher Schein floß über die Gräberwelt. Um sie her war das Reich des Todes, in der Brust Octavia's erwachte neue Lebensfreudigkeit.

„Mit Dir, in Dir," flüsterte sie jetzt leidenschaftlich. „Es muß Gottes Wille sein!"

Sie wandte sich zum Gehen. Ihr Blick flog noch einmal Abschied nehmend über die Wohnstätte der Todten, die der Mond mit seinem bleichen Lichte schmückte, daß die Inschriften auf den Steinen zu ihren Füßen flimmernd glänzten. Halb gedankenlos beugte sie sich nieder zu lesen — und stand bis in Herz getroffen......

„Hermann Wulfhart". — Kein Geburts-, kein Todesjahr. Er war in der Fremde gestorben. Für sie gab es nur einen Wulfhart.

An dem lähmenden Schmerz, der sie durchrann, fühlte sie, daß er ihr mehr gewesen, als die Verkörperung des Guten —daß sie ihn geliebt.

Die eben erbaute Welt lag in Trümmern. Wie sie trostlos darauf niederblickte, erschrak sie vor sich selbst und ihren wilden Hoffnungen. Sie sank an dem Grabe nieder und barg das Gesicht tief in den Händen. Was durch ihre Seele ging, war nicht für Menschenaugen.

Eine ernste Ruhe war über sie gebreitet, als sie sich erhob.

„Du gabst mir Antwort, Herr," sprach sie leise, die Hand auf den Stein legend, „ich will mein Schicksal tragen, bis Du mich erlösen wirst."

12.

Der Herbst begann. Schon waren einige Regenschauer auf das dürstende Land gefallen, Mensch und Thier athmete erleichtert auf. Wenn auch die Hitze danach wenig verringert wurde, es war doch eine Erquickung gewesen. Das Leben in der Stadt begann sich neu zu regen; einzelne Voreilige kehrten von ihrer Europa-Sommerfrische zurück, jeder kommende Steamer vergrößerte ihre Zahl. Sie brachten frische Gesichter, frische Grüße und Nachrichten aus der Heimath mit, und weckten mit ihren Erzählungen Heimweh und Erinnerung der Zurückgebliebenen, während sie selbst froh und gern wiederkehrten. Wer einmal unter dem ewig blauen Himmel Egyptens gelebt hat, kann unser trübes, veränderliches deutsches Klima schwer wieder gewohnt werden. Selbst Italien und Frankreich erscheinen dem Verwöhnten rauh, und das Leben daheim von drückender Einförmigkeit.

Octavia sah den Zurückkehrenden mit ernster Spannung entgegen. Sie hatte ein gedankenvolles Stillleben in den letzten Wochen geführt. Die Menschen waren ihr fremd oder fern —. Das sind solche Zeiten, in denen alle Schwäches, alles Kleinliche von der Seele abfällt, wie welke Blätter eines Baumes; Zeiten, die aus schwankenden, zitternden Menschenkindern Helden bilden, vor deren Kraft in stillem Dulden, in muthigem Ausharren die Welt sich staunend beugt.

Es war Octavia unklar, wie das Verhältniß zu ihrem Manne sich gestalten würde. Als ein dunkles, wirres Chaos lag die Zukunft vor ihr. Sie konnte nichts als die Hände falten und versuchen, nicht über den kommenden Tag hinaus zu grübeln. Das war vielleicht das Schwerste, was ihrem lebhaften Geist auferlegt werden konnte.

Mitte Oktober beendete ein Telegramm aus Venedig plötzlich diesen Zustand der Erwartung. Es stellte Via vor eine Entscheidung, die allem Zweifel eine Ende machte und sie in eine neue, ungeahnte Bahn wies.

Ihr Mann war auf der Rückreise von einem Schlaganfall betroffen worden und forderte dringend ihre Pflege. Die Nachrichten lauteten nicht geradezu besorglich, doch ernst genug.

Octavia bereitete sich vor, mit dem nächsten Schiffe zu ihm zu eilen. Nun wußte sie, wo ihre Pflicht lag.

Zum letzten Mal hielt Frau Riviotti's Wagen vor der Ocella Halim-Bey. Octavia stieg aus, um Vater und Bruder Lebewohl zu sagen.

Der Abschied von dem alten Manne, dessen Geist schon vor dem Körper schlafen gegangen war, bewegte Octavia sehr.

Konrad befand sich in einer halb freudigen, selbstbewußten Aufregung. Er prägte ihr verschiedene Maßregeln ein, die im Falle eines plötzlichen Ablebens ihres Gatten zu ergreifen wären, damit das Geschäft keinen Schaden erlitte.

Im Hofe spielten die Sonnenstrahlen um die Statue der Kleopatra. Madame Riviotti stand einen Augenblick sinnend davor.

„Du gabst dem Mädchen die Träume von Glück ins Herz und sie wurden erfüllt. Es war Trug und Schein."

Trug und Schein! — Frau Riviotti fuhr durch die reichen europäischen Quartiere. Ein Palast reihte sich an den anderen und die wilde Jagd nach dem Glück fegte brausend durch die Straßen. Unter den Akazien des Menschye-Platzes war das Reiterstandbild des Fürsten errichtet, der das mächtige Reich gegründet. Sein Enkel verkündete damit der Welt den eigenen Ruhm, Trug und Schein.—Schon lauerte das Verderben unter der Oberfläche.

Wie bald war die dünne Decke gebrochen und das hohle, schwindelhafte, gleißnerische Gebäude, das Zwitterding von Barbarei und Kultur, der Staat Ismail Paschas ging in Trümmern und Vernichtung unter. Ob Land und Volk die Kraft haben wird, verjüngt und gereinigt sich eine neue Zukunft zu schaffen—wer kann es sagen?

Erleichtert athmete Octavia auf, als das Gewühl des Hafens hinter ihr lag und sie auf dem Deck des italienischen Dampfers anlangte, der sie nach Venedig bringen sollte. Die wenigen Passagiere standen an der Balustrade und wehten mit Tüchern und Hüten dem entschwindenden Lande Lebewohl zu. Madame Riviotti lehnte sich ermüdet in einen Schaukelstuhl und schaute zu dem tiefblauen Wasser hinab.

Sie sollte jetzt Egypten nicht wiedersehen.

13.

Eine Zeit lang herrschte Unruhe und Lärm auf dem Verdeck. Nach und nach wurde es still. Die Matrosen sangen zu der Arbeit ihre einförmigen Weisen.

Nach einer Weile tauchte ein Kopf mit großem Schlapphut in der Treppenöffnung auf. Octavia sah überrascht hinüber. Die wunderliche, untersetzte Figur, das Guttaperchagesicht und die gelbe Mähne waren nicht zu verkennen. Es war Schlippendorf.

Er trat zu ihr.

„Wir sind verdammt, acht Tage lang auf diesem engen Raum zusammen zu hausen. Es wäre absurd, Sie zu meiden", sagte er in seiner schroffen, abgebrochenen Art.

„Warum haben Sie mich bis jetzt gemieden?" fragte Frau Riviotti trübe lächelnd. „Ich hätte in dieser Zeit Freunde recht nöthig gehabt."

Sie reichte ihm ihre Hand, die bleich und schmal geworden war, seit er sie zuletzt gehalten. Der Graf betrachtete mit einem finsteren Interesse das verweinte Antlitz vor ihm, wie ein Arzt einen Patienten, der eine schwere Krankheit durchgemacht hat.

„Sie können nicht verlangen, daß ich in ein Trauerhaus gehe," fuhr er nach einer Weile auf.

„Auch nicht, wenn Sie dort trösten können?" meinte Via sanft.

„Trösten? Trost ist Unsinn. Ich kann nicht mit ansehen, wenn ein Geschöpf sich quält. Helfen kann ich nicht, so muß man eben das Weltbild seinen Weg gehen lassen. Es kommt mit der Zeit auch zu uns, bis dahin aber soll man sich ihm nicht entgegenstellen. —Daß doch keine Rose verschont wird!"

„Und sie blühte so süß," sagte Frau Riviotti wehmüthig.

„Ich meine nicht das Kind," brummte Schlippendorf. „Diese Thränen um ein Wesen, das unentfaltet zurücksinkt in die große Weltseele, ohne den Schmerz gekostet zu haben, der uns einen langsamen Tod sterben läßt!"

Octavia sah mit nassen Augen in die Ferne.

„Wenn nur die Sehnsucht nicht wäre," flüsterte sie.

Des Grafen Gesicht verzog sich zu wunderlichen Grimassen. Unter der goldenen Brille zwinkerten die kleinen grauen Augen seltsam.

„Daß man solch' seelen- und geistloses Geschöpfchen vermissen kann, wirklich vermissen!" murmelte er. „Von Ihnen ist das natürlich, es war ein Theil Ihrer selbst—mütterlicher Instinkt. — Es war eben Gewohnheit," stieß er heftig hervor. „Ich hatte mich daran gewöhnt, zu Ihnen zu kommen und zu sehen, wie es wuchs und sich entfaltete. Nun kann ich mir Ihr Haus nicht denken ohne das Kind. Aus Feigheit wollte ich Sie nicht wiedersehen!"

Er hatte den Arm aufs Knie und den Kopf in die Hand gestützt und wühlte mit der Rechten in den Haaren, daß sie wie ein Strohkranz um das faltige Gesicht standen. Aber jetzt lachte Frau Riviotti nicht darüber.

„Ich danke Ihnen," sagte sie innig, ihm die Hand reichend.

„Wofür?" fragte er kurz.

„Daß Sie mein Gretchen lieb gehabt haben. Es hat wenig Liebe sonst gefunden."

Ein Klang von Bitterkeit lag in ihrer Stimme, bei dem Schlippendorf herbe lächelte.

„Wollen Sie nicht etwas zu essen haben?" fragte er plötzlich. „Mögen Sie Apfelsinen? Oder wie heißt das Zeug?"

Er ging, ohne ihre Antwort abzuwarten, hinunter und kehrte nach einer Weile mit einem Theebrett voll Erfrischungen zurück. Er trug es ungeschickt auf dem schwankenden Boden; von allen Seiten fielen Früchte und Backwerk herunter. Frau Riviotti half auffsammeln.

„Sie sind ein schlechter Kellner," sagte sie neckend. Damit war das Gespräch in gleichgiltigere Bahnen gelenkt.

Schlippendorf erzählte, er reise nicht als Person um diese barbarische Jahreszeit in die Kälte hinein, sondern nur als Hüter seiner Alterthümer. Er wolle sie sicher in dem Museum einer deutschen Residenz unterbringen.

„Wenn ich nicht dabei bin, machen die Herren Gelehrten dort nur Thorheiten. Ich kenne die Bande. Den Mund voll hochtrabender Phrasen, Stroh und Wind dahinter."

Via meinte, er solle den Stand nicht tadeln, dem er selbst angehöre.

„Habe ich gesagt, ich sei besser? Wir taugen Alle mit einander so viel, um zusammengekehrt und verbrannt zu werden."

So schwatzte er fort, wie es seine Art war. Frau Riviotti aber war herzlich dankbar für seine Gesellschaft, die ihr die Tage ängstlichen Wartens verkürzte. Auch hatte sie nun einen Blick in das Gemüth gethan, welches unter dem Wust von Gelehrsamkeit und Wunderlichkeit verborgen lag. Obgleich der Graf bemüht schien, den Eindruck zu verwischen, Octavia wußte doch, was sie gesehen.

Die frische Seeluft röthete trotz Sorge und Gram Octavia's blasse Wangen und stählte sie zu allem Kommenden. In den letzten Tagen schlug das Wetter um. Als die Reisenden Venedig erreichten, plätscherte der Regen traurig auf dem dunklen Wasser der Kanäle.

Das Hotel lag in einem Seitengäßchen des Markusplatzes. Bei der trüben Beleuchtung war es fast abendlich dunkel darin. Im Korridor brannten die Gasflammen.

Stolzenfels', Mutter und Tochter, stürzten der Ankommenden aufgeregt entgegen.

„Er hat einen neuen Anfall gehabt," rief die Baronin, Octavia heftig umschlingend. „Er stirbt gewiß! Oh, ma cherie, welch ein Glück, daß Sie da sind! Ich bin ganz erschöpft vor Angst und Furcht. — Ah, la pauvre, wie blaß sie ist! Er soll nach Ihnen verlangt haben, ce cher Monsieur! Ich bin natürlich nicht drin gewesen. Ich fürchte mich todt. Vielleicht steckt es auch an."

„Ich war bei ihm, heut Morgen," rief Kleopatra wichtig. „Er röchelte und konnte sich nicht bewegen, trotzdem er wollte," erzählte sie mit einem grausigen Behagen.

„Ungerathenes Geschöpf! Hatte ich es Dir nicht verboten!" unterbrach die Mutter sie scheltend. „Komm' mir nicht zu nahe." Sie floh, mit dem stark parfürmirten Taschentuch den vermeinten Ansteckungsstoff von sich wehend, in ihr Zimmer.

Octavia hörte nicht mehr von diesem Auftritt. Sie stand schon am Lager ihres Gatten. Die Leute, die um den Kranken versammelt waren, bewunderten die Ruhe der jungen Frau. Aber ihr Antlitz war schneebleich.

Sie wies die Fremden hinaus, legte ihre Sachen ab und ließ sich vom Arzt in der Pflege des Kranken verweisen.

Als dieser nach einer Weile seinen Patienten verließ, wurde er im Korridor von Schlippendorf, welcher, nachdem er die Ausladung seiner werthvollen Kisten überwacht hatte, Madame Riviotti gefolgt war, bei Seite genommen.

„Wie steht es? Ich bin ein Freund der Familie."

Der Arzt zuckte die Achseln.

„Lebensgefahr scheint augenblicklich nicht vorhanden. Die Lähmung wird allerdings so bald nicht weichen. Ob der Mann je wieder gesund wird, ist sehr fraglich."

Der Arzt entfernte sich.

Herr Schlippendorf schritt wie ein zorniger Löwe in dem Gange auf und nieder.

„Sie hält's nicht aus, es geht ihr wider die Natur," murmelte er nach einer Weile. „Warum konnte der Esel nicht sterben?! — — — Wenn man nun die Theorie von dem Kampf um's Dasein praktisch anwendete und für sich zu erwerben suchte, was doch ein Anderer, früher oder später, gewinnt. Sie ist ja eine Frau!—Was sie hier erwartet ist: bei lebendigem Leibe begraben zu werden. Es ist unmöglich...Dazu ist solche Schönheit nicht geschaffen."

Ein Lächeln ging wie ein verklärender Sonnenstrahl durch des Grafen Gesicht. Lange stand er in Gedanken.

14.

Als Schlippendorf nach drei Monaten aus Deutschland zurückkehrte, seines Hüteramts entledigt, fand er Riviotti's in einem verwitterten Palazzo am Canale grande häuslich eingerichtet. Madame kam ihm auf der mit steinernen Verzierungen überladenen Treppe entgegen und begrüßte ihn herzlich. Sie führte ihn durch eine Reihe weiter Säle, hallender Gemächer mit zerbröckelndem Stuckwerk, dunkeln Oelgemälden und schweren, verblichenen Seidenmöbeln. Dazwischen war modernes, in der Eile ohne Wahl zusammengekauftes Hausgeräth gestellt. Feuchte, kellerige Luft herrschte in den Räumen. Der Winter machte sich auch ohne Eis und Schnee empfindlich fühlbar. Aber Via sah gut aus in einem einfachen, dunkelblauen Tuchkleide.

„Mein Mann wünschte, ich solle die Trauer ablegen," sagte sie erklärend.

Sie war frischer als wie im Herbst und sprach vergnügt mit dem Grafen. — Riviotti lag, in Decken gehüllt, auf einem Ruhebett. Neben ihm auf einem niederen Sessel saß Kleopatra Stolzenfels. Sie war auf ihres Vaters Wunsch, dem zuweilen in der Erinnerung an seine frühere Existenz Träume einer gediegenen Bildung für seine Tochter aufstiegen, in Venedig in Pension gegeben worden.

Die Eltern suchten Egypten wieder auf, wo der Baron augenblicklich nicht Pascha von sieben Roßschweifen, sondern viel vermögender Mann bei den Staatsfinanzen war, eine, zwar nicht ruhmreiche, aber sehr einträgliche Stellung. — Kleopatra wurde also „gebildet," das heißt, sie knabberte in den Stunden Bonbons, unterrichtete ihre Pensionsschwestern von allen Skandalgeschichten der Nachbarschaft, die ihr beständig auf irgend eine geheimnißvolle Weise zu Ohren kamen, brachte durch ihre Insolenz Vorsteherin und Lehrer zu Verzweiflung.

Frau Riviotti liebte das Mädchen wenig. Deshalb sah sie es auch jetzt nicht ungern, daß gleich nach dem Grafen eine Lehrerin erschien, Kleopatra abzuholen. Diese warf die Lippen auf, begann ein kleines Spiel mit den Schultern, welches ihre Unzufriedenheit ausdrücken sollte, und blieb sitzen, bis Via dem Diener befahl, ihr Hut und Mantel zu bringen und sie so zum Aufbruch nöthigte.

* * *

Die Tage kamen und gingen, wandelten sich zu Wochen und die Wochen zu Monaten. Dann ging das alte Jahr zur Neige, ein neues stieg herauf und ihm folgte ein anderes. — Octavia's Leben spann sich gleichförmig am Krankenbett des Gatten ab, der ohne Hoffnung auf Besserung, ohne Aussicht auf ein Ende dahinsiechte.

Aus Alexandrien bekam sie die Nachricht von dem allmählichen Hinsterben ihres Vaters, endlich von seinem sanften Verscheiden. Es war ihr ein großer Kummer, keine fürsorgende Hand um ihn zu wissen, die ihm den letzten Liebesdienst erweisen, ihm die Augen zudrücken konnte. Denn Konrad's Herz schien sich mit der Zeit ganz in Banknoten aufzulösen.

Madame Riviotti's volle Gestalt war schlanker geworden und sie trug den stolzen Nacken ein wenig gebeugt.

Aber tapfer harrte sie aus in ihrer Aufgabe, ein stilles Heldenthum, dem Keiner den Kranz wand. Nur unter den Dienstleuten und Nachbarn verbreitete sich eine Verehrung für die fremde Frau, die so ergeben und geduldig ihren dornigen Pfad wandelte. Sie äußerte sich wohl darin, daß ein Mädchen ihr verschämt die Hand küßte oder ein alter Mann ihr einen Strauß von den Blüthen seines einzigen Granatbäumchens brachte. Darin bestanden ihre kleinen Freuden.

„Solche Freundlichkeit und Ihre Briefe," schrieb Frau Riviotti in jener Zeit an die Pastorin Langer, „sind wie einzelne Strahlen einer hinter Wolken verborgenen Sonne, aus Gnade gespendet, damit wir ihr Dasein nicht vergessen und mit einer Dankbarkeit empfangen, mit der wir selten den vollen Schein begrüßen. Denn je mehr Kummer das Herz gekostet hat, desto tiefer empfindet es jedes kleinste Glück."

15.

Dicht fiel der Schnee und begann die kleine Stadt X. sammt den sie umgebenden Höhen in weiße Decken zu hüllen.

Schon graute der Abend. Es war der letzte Tag vor dem Weihnachtsfeste. In allen Häusern herrschte unruhiges Treiben, geschäftiges Hantiren. In dem Pfarrhause aber, wo Marie Langer schaltete und waltete, ging es heut noch ruhiger her, als in anderen Jahren.

Die kleine Frau flatterte mit der ihr eigenen zierlichen Lebendigkeit durch alle Räume desselben, sie mit prüfendem Blicke musternd, ob auch nirgends mehr ein Stäubchen zu entdecken wäre. Dann verweilte sie in der traulichen Wohnstube, die buntgestickten Rückenkissen und die weißen Schoner wurden glatt gezupft, das Klavier zum allerletzten Male abgewischt und auf dem Sophatisch die goldgeränderten Tassen aus dem Glasschrank und ein Teller mit duftendem frischgebacknen Weihnachtskuchen geordnet.

Aus dem Garten kam das älteste Töchterlein, Lenchen. Lachend schüttelte sie die Flocken von ihren Kleidern und wies der Mutter stolz einen Strauß von Tannenzweigen, Immergrün und Christblumen, welchen sie dem gestrengen Herrn Winter abgewonnen hatte.

„Gieb ihn mir, damit ich ihn unserem lieben Gast in die Stube stelle," rief die Pastorin. „Theilen könntest Du ihn wohl nicht gut?"

„Wenn ich noch Moos hole, dann geht's," rief das Kind vergnügt und eilte auf's Neue in das Schneegestöber hinaus.

„So!" kam sie nach zwei Minuten wieder, „nun habe ich genug, um auch den Kuchen zu bekränzen."

„Das thu lieber nicht, Lenchen," meinte die Mutter. „Weißt Du, es könnte so festlich aussehen, und Frau Riviotti kommt doch nicht in Freude zu uns. Ihr Mann ist ja kaum seit einem Jahre todt. — Aber Ottochen könntest Du anziehen und Dir eine reine Schürze vorbinden. Ach! Da schlägt's schon vier — sie wird gleich hier sein! Wo mögen nur Gustav, Paul und Martin stecken? Tabea läuft gewiß auch mit ihnen draußen herum, die wilde Himmel!"

„Ich glaube, sie sind mit Vater zur Bahn gegangen," beruhigte Lenchen die Pastorin.

Diese sprang schnell die Treppen hinauf, das kleine Gastzimmer mit dem Strauß zu schmücken und aus einer mit großen Respekt behandelten Flasche Eau de Cologne einige Tropfen über das Sopha zu sprengen. Es verrieth durch den ihm anhaftenden studirstüblichen Tabaksduft, daß es vom Hausherrn der Behaglichkeit des geehrten Gastes geopfert worden war.

Nun mußte Frau Marie aber eilen, sich selbst ein würdigeres Gewand überzustreifen.

In der Schlafstube tanzte Tabea mit Bürste und Kamm umher. Lenchen kniete vor dem kleinen Bruder und paßte diesem geduldig die Goldkäferschuhe und wobei mancher Schweißtropfen über die Stirn des Mägdleins perlte.

„Hui!" rief Tabea mit blitzenden Augen und schüttelte ihren flachsblonden Krauskopf, „wie ich mich freue!" — „Nicht wahr", fragte sie ihre Mutter geheimnißvoll, „Frau Riviotti ist doch schwarz?"

Die Pastorin hielt entsetzt im Schließen ihres Kleides inne.

„Wie kommst Du denn auf diese tolle Idee?"

„Na," sagte Tabea keck, „sie kommt doch aus Afrika! Da wohnen doch die Mohren!"

Ein Wagen rasselte vor die Hausthür. Die Pastorin überließ es den Thatsachen, Tabea eines Besseren zu belehren und flog, ihren Kleinsten auf dem Arm, der Freundin entgegen.

Im sandbestreuten Flur stand Octavia Riviotti's hohe, von Trauergewändern umhüllte Gestalt. Sie wurde fast verlegen unter den vielen, sie anstarrenden Kinderaugen. Aber als sie die Arme der Pastorin sich fest um ihren Nacken schlingen fühlte und in ihre guten, treuen Augen blickte, die voll Thränen standen, als der Pastor ihr mit den herzlichen Worten: „Willkommen in unserem Haus, der Herr segne Ihren Eingang!" die Hand reichte, überkam sie nach der langen Reise ein unbeschreiblich wohliges Gefühl des Ausruhens.

Der Tod Riviotti's lag ihr schwer und dichter im Gedächtniß, denn ihre Hilfe hatte den Kampf mit dem Sterben, der qualvoll lange gewährt, nicht mildern können. Danach war geraume Zeit vergangen, ehe ihre erschütterte Gesundheit wiederhergestellt war. Als am Ende ihre kräftige Natur den Sieg davontrug und die junge Frau sich im Leben wieder umzuschauen begann, traf sie die Einladung Marie Langer's, das Weihnachtsfest in ihrer Familie zu feiern. Gern folgte sie der freundlichen Bitte. — Die Brüder waren ihr fremd geworden. Die Beziehungen ihres früheren Daseins wollte sie nicht wieder anknüpfen. Das Heim der Freundin war der einzige Ort, wohin das Herz sie zog.

Wohl konnte hier ein Herz, welches der Welt Freud' und Leid hatten erkranken lassen, Gesundheit, Kraft und Frische wiedergewinnen. Nicht, daß es ein ideales Pfarrhaus gewesen wäre — ach nein! — Das wußte Frau Marie selbst am besten. Ihr Andreas war zwar schon ein Pfarrer, wie er sein sollte, daran war nichts zu tadeln. Aber sie und die Kinder — ach, und der knappe Gehalt......

Doch durch alle Mängel und Unvollkommheiten hindurch wehte ein fröhlicher Geist der Liebe und entführte alles Herbe, Böse daraus. Er wandelte sanften Fußes durch alle Räume. Er war es, der in der Studirstube bekümmerte Herzen tröstete und von der Kanzel der Gemeinde Leben und Wahrheit verkündete, der die Kinder trotz aller Wildheit in Gehorsam band, der Alltags in der Küche schaffte und Sonntags das Wohnzimmer oder die Laube im Garten zu einem lustigen Festraume umschuf, der es verstand, die einfachsten Dinge in Herrlichkeiten zu verwandeln und selbst der drallen Magd ein immer freundliches Grinsen um den breiten Mund legte.

Nach wenigen Stunden schon fühlte Madame Riviotti sich in der neuen Umgebung daheim. Sie schürzte ihre Schleppe, über welche die Kinder beständig stolperten und erbot sich zur Hilfe bei den Festvorbereitungen.

Tabea hatte zwar den Brüdern seufzend vertraut, sie hätten es viel hübscher gefunden, wenn Frau Riviotti schwarz wäre und solche rothe Jacken trüge, wie die Frau in der Löwenbude auf dem Jahrmarkt. Trotz dieser Enttäuschung war sie die Erste, die dem Gast eine zutrauliche Freundschaft widmete und denselben aufforderte, ihre noch weit im Rückstand befindliche Weihnachtsarbeit — ein Serviettenband für die Mutter — vollenden zu helfen.

Lenchen beneidete den Muth der jüngeren Schwester. Ihr war das Herz zu voll, als daß sie das Wagniß hätte unternehmen können, die wunderbare Frau anzureden. Wie eine Vision von Schönheit war die Fremde mit der vornehmen Haltung in ihrem Leben aufgetaucht, ihre Kinderseele mit stiller, seliger Begeisterung füllend.

16.

Der heilige Abend war ins Land gezogen, still und weiß und kalt, wie ein rechter Christabend in Deutschland es sein soll.

Frau Marie war im Verein mit Octavia beschäftigt, den Tannenbaum zu schmücken. — Was Frau Marie heut geleistet hatte, grenzte an das Unbegreifliche. Freilich verschwieg sie der Freundin, daß sie die vergangene Nacht zu Hilfe genommen. Als die Kirchenglocken mit feierlichen Schlägen über die Stadt zu tönen begannen, die Christnacht einläutend, war ihr Aufbau in der Feststube fast vollendet.

„Es ist herrlich, wenn die Heinzelmännchen Einem so hübsch unter die Arme greifen," sagte sie vergnügt, Octavia einen Kuß auf die erröthende Wange drückend. „Und ich sehe nicht ein, warum ich Ihre Gaben nicht annehmen soll. Mein Andreas schalt mich heute Morgen darum. Dann hat er eingesehen, daß das unter Freunden nur in der Ordnung ist. Wäre ich in Ihrer Lage, würde ich ja dasselbe thun. — So — hier ist Ihr Platz, — o, Sie dürfen nicht hersehen, sonst bläst Ihnen der Weihnachtsmann die Augen aus, wie die Kinder sagen — und hier der von Rudolf."

„Kommen denn auch Fremde zu der Bescheerung?" fragte Frau Riviotti erschrocken.

„Fremde? Bewahre! Mein Vetter, der immer den heiligen Abend mit uns verlebt hat.— Gustav und Lene," rief sie ins Kinderzimmer, „habt Ihr den Onkel gebeten, zu kommen?"

„Ja, Mutterchen," gab Lenchen zur Antwort. „Aber denk' nur, er will nicht."

„Ist er denn krank?" fragte die Pastorin überrascht.

„Ich weiß nicht. Er hatte ein sonderbares Wesen und sah traurig aus."

„Der fürchtet sich vor Ihnen!" rief die Pastorin Octavia lachend zu. „Die Herren Gelehrten werden am Ende über ihren Büchern zu menschenscheuen Sonderlingen —mein Herr Vetter wenigstens hat Anlagen dazu! Aber wie leid es mir thut, daß er nicht kommen will...... Da läutet's zum letzten Mal! Bei der Christmesse darf Keiner aus der Pfarre fehlen. Kommen Sie, Liebe! Gustav, Lene, holt der Tante Hut und Mantel!" —

„Ob der Christbaum wohl schon brennt?" flüsterte Tabea auf dem Heimweg, von Erwartung durchschauert nach den Fenstern der Pfarre hinüberblickend.

„Ach, Du dummes Ding," sagte Gustav mit weiser Miene, „Mutter muß ihn doch erst anstecken!"

„Das Christkind könnte es aber doch gethan haben," flüsterte Tabea geheimnißvoll.

„Es weiß gewiß nur nicht, wo die Schwefelhölzchen stehen," sagte der dreijährige Martin, beruhigt über den guten Willen des Christkindleins.

„Ich freue mich so sehr!" flüsterte das innige Lenchen Frau Riviotti ins Ohr, während die Pastorin geschäftig vorauseilte. „Weihnachten ist zu schön!"

Via schaute auf die erregten Kinder. — O, das Glück, welches hell und groß um sie her blühte. Wie einsam stand sie dazwischen. — Und doch fühlte sie den Lebenssaft durch alle Adern rinnen; doch rauschte in ihr ein Quell, so reich und überströmend in Kraft, zu beglücken und glücklich zu sein. — Konnte denn das Herz niemals ruhig werden, auch wenn das Schicksal ihm Alles genommen hatte? Mußte es immer weiter klopfen mit sehnendem Verlangen?

In dem dunklen Zimmer, darin die Pastorenkinder zitternd harrten, bis die Thüren zu ihrem Paradiese sich öffnen sollten, kämpfte die junge Frau einen harten Kampf mit dem Geschick.

Soll der Winter ihr ganzes, langes Leben hindurch währen?

Nie ist sie sich ihrer Jugend so bewußt geworden, wie in diesem Augenblick. Fünfundzwanzig Jahre alt — und sie soll fertig sein mit Hoffen und Wünschen, resignirt zu dem trüben Schattendasein der Entsagung, des stillen Harrens auf die Ewigkeit?

„Ich kann nicht!" stöhnt ihr Herz, „ich kann nicht. Du Christkindlein voll Gnade und Barmherzigkeit, gehst Du an diesem Abend nur an mir vorüber? Hast Du keine Gabe für mich?"

Der helle Ton einer kleinen Glocke klang herüber. Ein Strom von Licht ergoß sich in den Raum. Die Kinder taumelten darin vorwärts, geblendet, athemlos, das Paradies umfing sie, ein Jauchzen, ein Lachen und Rufen, dann schlossen sich die Thüren wieder.

Octavia stand allein.

In den Augenblicken der höchsten Freude wird der Mensch egoistisch, auch der beste. Frau Marie aber war diese Stunde die schönste des Jahres. Da dachte sie nur an ihre Kinder, der Pastor an nichts als an das Glück, das strahlende Antlitz der Gattin. Die Welt war für sie verschollen, sie gingen auf in der Lichtregion des flammenden Baumes; ein unsichtbares Band umringte die Zusammengehörigen, alles Fremde von ihnen scheidend.

(Fortsetzung folgt.)

*) Herrin.

— Verkehrte Welt. Wittwe (zu einem Freier): „Sie lieben mich, Arthur? Nun gut, sprechen Sie mit meinen Kindern!"

Ein Mailüfter'l.

Wiener Blättern vom 16. Mai, nicht etwa vom December oder Januar, ist das Folgende entnommen:

So sind heute die Winterröcke wieder zu Ehren gekommen. Der funkelnde Knauf des Stefansthurmes sah heute in ganz anderem Schimmer nieder zur sturmdurchbrausten Stadt — er trug Schnee; der Leopoldsberg und der Kahlenberg hatten Hermelin-Mäntel um, und die Menschen bekamen es auch satt, dem Kalender zuLiebe zu frieren, und suchten die wärmenden Winterhüllen wieder hervor. Ein solches Nachspiel zu den Eismännertagen ist doch unerhört. Allenthalben begegnet man tristen Spuren der furchtbaren Verheerungen, die der Sturm von gestern und von heute Nacht angerichtet hat. Dutzende von geknickten und gebrochenen Regenschirmen, die der Sturm gestern Abends den frosterstarrten Händen ihrer Besitzer entrissen hat, wurden heute Morgens in den Straßen von Lumpensammlern aufgelesen. Bäume in den Ringstraßenalleen sind geknickt und entwurzelt, armdicke Aeste sind mit ihrem prangenden Blüthenschmuck zur Erde geschleudert, Möbelwagen sind vom Sturme umgestürzt, Schornsteine, Mauern, von den gestrigen Regenfluthen durchweicht, sind herabgeworfen worden. Aus Dornbach meldet man uns sogar einen Hauseinsturz.

In der Brigittenau mußten aus den alten Häusern zur Nachtzeit die Parteien in Folge des Eindringens von Wasser umziehen, da das Wasser eine Höhe von drei Schuh erreichte. Menschenleben wurden dabei nicht gefährdet. In Ottakring, Lerchenfelderstraße, wurde heute Nachts die Hütte eines Küchengärtners, Namens Anton Habel, überschwemmt. Die Hütte liegt zur Stunde noch in einem förmlichen See. Der arme Bewohner der Hütte mußte am Abend, da das Wasser in der Hütte eine Höhe von mehreren Schuh erreichte, mit seinen Kindern bei Sturm und Schnee seine Behausung räumen und, um sein Leben zu retten, durch das Wasser in ein benachbartes Haus waten. Die Feuerwehr von Ottakring erschien alsbald an Ort und Stelle und entfernte ein verlegtes Canalgitter, wonach das Wasser einigen Abzug erhielt.

Heute früh wurde in der Nähe des Schmelzer Friedhofes ein etwa 45jähriger Mann todt aufgefunden. Dieser Mann ist nach ärztlichem Gutachten erfroren.

Vor dem Hause No. 50 der Dammgasse in Meidling wurde um 1 Uhr Nachts ein Mann neben seinem, mit zwei Pferden bespannten Ziegelfuhrwerke beinahe erfroren aufgefunden. Man brachte den Mann in das Sechshauser Spital, wo er nach kurzer Zeit das Bewußtsein wieder erlangte. Der Verunglückte gab an, Anton Stieletz zu heißen und Fuhrwerksbesitzer aus Hennersdorf zu sein. Anton Stieletz, welcher sich bereits außer Gefahr befindet, ist von einem Windstoße zu Boden geschleudert worden und blieb liegen.

Der 47jährige Taglöhner Georg Jurina, in Simmering wohnhaft, wurde heute Früh um halb 6 Uhr auf der Reichsstraße in einem tiefliegenden Weizenfelde in der Nähe des Centralfriedhofes todt aufgefunden. Jurina dürfte in Folge des Unwetters in den Graben gestürzt und verunglückt sein. Die Leiche wurde auf den Centralfriedhof gebracht. Heute Früh um 5 Uhr wurde neben der Telegraphensäule beim Hause No. 3 der Schlachthausgasse die 46jährige Taglöhnerin Anna Pawelka, Leonhardtgasse Nr. 25 wohnhaft, auf dem Boden liegend todt aufgefunden. Frau Pawelka war gestern Abend im Prater und wurde auf dem Heimwege von einem Windstoße erfaßt, zu Boden gerissen, so daß sie hilflos liegen blieb und im Laufe der Nacht ihren Tod fand. Ein gleiches Schicksal ereilte den in der Gerlgasse Nr. 4 wohnhaften Arbeiter Alois Schambeck. Derselbe wurde heute Früh oberhalb des Pferdemarktes in St. Marx todt aufgefunden. Schambeck wurde nämlich im Laufe der Nacht von dem heftigen Sturme zu Boden geschleudert und blieb bewußtlos liegen. Da ihm keine Hilfe geleistet wurde, starb er während der Nacht. Der Dornbacher Hausbesitzer Leopold Grimm, Kainzgasse Nr. 318 wohnhaft, war gestern Abend mit einigen Freunden in einem Gasthause zusammen gewesen, und es wurde stark gezecht. Trotz des Abmahnens seiner Freunde, welche fürchteten, daß dem stark angeheiterten Grimm ein Unfall passiren könnte, machte sich dieser im ärgsten Sturmesbraus auf den Heimweg. Grimm gerieth hierbei in einen Tümpel nächst der Schwarzberg'schen Maierei, in welchem er heute Morgen todt aufgefunden wurde.

In der Umgebung Wiens hauste das Unwetter in noch stärkerem Maße, als in den Straßen Wiens. In Weidling bei Klosterneuburg war der Wildbach schon gestern um 9 Abends so angeschwollen und richtete derartige Verheerungen an, daß die freiwillige Orts-Feuerwehr an die Delogirung der von Wassergefahr bedrohten Parteien schreiten mußte und fast die ganze Nacht in rastloser Arbeit verbrachte, um gegen das reißende Wasser Dämme aufzuführen. Klosterneuburg selbst bot das Bild einer Winterlandschaft. Die Dächer, Rasenplätze, die kurz zuvor noch in jungem Grün prangenden Bäume deckte eine Schneelage, alle umliegenden Höhen und Weingärten sahen mit weißem Schimmer in die Morgenluft. Das Geleise der Franz Josefs-Bahn war gegen Wien zu stellenweise überschwemmt, ohne daß jedoch der Verkehr dadurch gestört worden wäre.

Ein Short und Ein Long.

Vor dem Generalassisen-Gericht zu New York spielte sich jüngst eine amüsante Scene ab. Der chinesische Wäscher Gin Long hatte sich auf die Beschuldigung zu verantworten, den Irländer Pat McGinty mit einer Gasröhre geschlagen zu haben.

Der Krakehl zwischen Beiden war auf einem längst nicht mehr ungewöhnlichen Wege entstanden. Die Chinesen geben bekanntlich den Kunden ihre Wäsche nur gegen Vorzeigung eines Tickets heraus, das sie ihnen bei Empfangnahme der Wäsche eingehändigt haben. Wer bei einem Chinesen waschen läßt und sein Ticket verliert, der verliert damit auch seine Wäsche; kein Gerichtshof kann dies verhindern. Denn das Ticket ist für den Chinesen die einzige Garantie, daß der Mensch, der seine Wäsche von ihm verlangt, wirklich solche bei ihm abgegeben hat. So oft dies auch schon demonstrirt wurde, so wird doch immer wieder dagegen gefehlt, und Verluste und Unannehmlichkeiten sind die Folge davon.

So oder nahezu so erging es auch unserem Patty. Er hatte zwar sein Ticket nicht verloren, doch vergaß er, dem bezopften Wäscher zu sagen, als derselbe das Hemd für ihn einpackte, daß er auch einen Kragen zu verlangen habe. Patty gab ruhig sein schmieriggelbes Ticket ab, nahm das Hemd in Empfang und trollte sich nach Hause. Unterwegs fiel ihm aber der Kragen ein, er kehrte zurück und verlangte denselben.

Der Himmelssohn sah ihn sehr verwundert an und sagte dann grinsend, in dem bekannten reizenden Chinesisch-Englisch: "No tickee, no collee!" Der Irländer wurde wüthend, ging endlich auf den Chinesen los, und dieser wehrte sich erfolgreich mit einer Gasröhre.

Vor dem Gerichte erzählte McGinty den Sachverhalt und deutete zum Belege dafür auf eine Verletzung an seinem linken Auge. Der Anwalt des Chinesen winkte einem anderen Mongolen, welcher im Zuschauerraum saß, neben dem Angeklagten Platz zu nehmen. Dann wandte er sich zum Kläger mit den Worten:

„Mein Herr, sollten Sie nicht einen Irrthum gemacht haben? Ist nicht dieser Chinese, den ich zum Unterschied von dem anderen Gin Short nennen will, der Mann gewesen, der Sie geschlagen hat?"

McGinty schaute die beiden Zopfträger verblüfft an. Dieselben sahen sich nämlich so ähnlich, wie zwei Postmarken — was unter den Chinesen häufig genug vorkommt.

„Das ist ja höchst sonderbar," stammelte der Irländer endlich, „ich will verd......t sein, wenn ich diese Heiden von einander unterscheiden kann. Beschwören möchte ich jedenfalls nicht, daß der Eine oder der Andere mich geschlagen hat."

Der Richter entließ lächelnd die beiden Mongolen, die sich, nachdem sie einen tiefen Knix gemacht, empfahlen. Patty verließ gotteslästerlich fluchend den Gerichtssaal. Er wird seine Wäsche nie wieder zu einem Chinesen tragen.

Verschiedenes.

— Mirza Hassan, der Ordensschwindler, hat vom Wiener Landesgerichte das folgende amtliche Schreiben erhalten: „Die gegen Sie wegen Verbrechens des Betruges eingeleitete Voruntersuchung wurde wegen Rücktritts des Anklägers von der strafgerichtlichen Verfolgung eingestellt, weil der angeregte Verdacht, Sie hätten sich seit längerer Zeit eines betrügerischen Vorganges durch und bei Verleihung persischer Orden, Titel und Auszeichnungen schuldig gemacht, durch die in dieser Richtung gepflogenen eingehenden Erhebungen in gar keiner Weise bestätigt wurde. Der Ferman, womit Ihnen der Titel „Khan" verliehen wurde, liegt zur Abholung bereit. Wien, am 17. Mai 1885. K. K. Landesgericht in Strafsachen. Der K. K. Landesgerichtsrath: Montecuccoli. Herrn Mirza Hassan Khan in Wien."

— Ein seltsamer Proceß, den das belgische Ministerium des Auswärtigen gegen den Maler Agapit Stevens führte, ist jüngst vor dem Gericht in Brüssel entschieden worden. Dem Maler Alfred Stevens war für seine Betheiligung an der Amsterdamer Ausstellung der Niederländische Löwen Orden verliehen worden. Das Ministerium hatte ihn aus Versehen an Agapit gesandt, Letzterer verweigerte dessen Rückgabe; schließlich nach langen Verhandlungen verstand sich Agapit dazu, den Orden zurückzusenden, behielt aber das Patent. Darob der Proceß! Das Gericht verurtheilte scharf das Verfahren des Malers Agapit Stevens und erkannte für jeden Tag weiterer Verzögerung der Ablieferung des Patents auf 50 Francs Geldstrafe.

— Ueber einen großen Kirchenraub wird der „K. V. Z." aus Lüttich Folgendes gemeldet: Am Sonntag, den 24. Mai gewahrten die Ersten, welche die berühmte Wallfahrtskirche Notre-Dame de Walcourt (Belgien) besuchten, ein wahres Bild der Verwüstung. Der Schatz der wunderthätigen Jungfrau, welcher in Kisten von Eichenholz mit dreifachem Verschluß aufbewahrt wurde, war geplündert und gänzlich geleert. Von den beiden Marien-Statuen aus massivem Silber war die eine bewegliche, welche bei den berühmten Prozessionen der hl. Dreifaltigkeit herumgetragen wird, gestohlen worden, und der andern, welche die Räuber nicht wegschaffen konnten, war das silberne Jesuskind aus den Armen genommen. Außerdem wurden 500 ex voto-Piecen, größtentheils silberne Herzen von getriebener Arbeit, die zahlreichen, mit kostbaren Steinen geschmückten Kronen, das Weihegeschenk eines französischen Generals und die Meßkelche gestohlen. Die Hostien waren auf den Boden geworfen. Der Werth der geraubten Gegenstände wird auf über 60,000 Francs geschätzt. Eine Krone, welche allein 60,000 Francs werth ist, war glücklicherweise einige Tage vorher zum Decan der Kirche getragen worden und entging auf diese Weise den Räubern.

— Die in Bremerhaven erscheinende „Prov. Z." schreibt: Den früheren Zollcuriosen reiht sich jetzt würdig ein neues an, welches vor einigen Tagen auf dem Nebenzollamt Lehe passirt ist, wobei es sich um drei gesalzene Heringe handelt. Ein in Lehe wohnender Herr hatte in einem Colonialwaarengeschäft hierselbst neben verschiedenen anderen Sachen auch drei gesalzene Heringe gekauft, welche in der in vielen Geschäften üblichen Weise verpackt wurden, daß dieselben auf einen der gepreßten Pappnäpfe gelegt und mit Papier eingeschlagen wurden. Es ist dies gewiß eine ebenso reinliche wie praktische Verpackung, aber dieselbe sollte den Heringen verhängnißvoll werden, denn als die Waaren über die Zollgrenze gebracht werden sollten, wurden die drei Heringe, die als solche zollfrei waren, beanstandet, weil für sie als „Pappwaaren in Verbindung mit anderem Material" ein Zoll von 40 Pf. gezahlt werden müsse. Gesalzene Heringe als Pappwaare ist gewiß interessant.

— Eine Beobachtung, die für den Charakter des englischen Volkes sehr bezeichnend ist, wird aus London berichtet. Dort kam der Direktor des Lyceumtheaters, Herr Irving, kürzlich auf den einleuchtenden Gedanken, das ganze Parterre sowie sämmtliche Galerien seines Theaters mit numerirten Sitzen versehen zu lassen, damit auch derjenige Theil des schaulustigen Publikums, welcher sich keinen theuren Sperrsitz zu kaufen in der Lage ist, sich mit Bequemlichkeit Plätze im voraus kaufen und sichern könne, und zwar ohne jede Erhöhung des Preises für die betreffenden Sitze. Sollte man es für möglich halten? Der größere Theil des Parterre-Publikums setzte bei Ankündigung dieser Neuerung einen derartigen Aufruhr im Theater ins Werk, daß Irving seinen Plan aufgeben und bekannt machen mußte, es werde Alles wieder in Zukunft beim Alten bleiben. Deutlicher läßt sich nicht erläutern, daß das englische Parterre-Publikum, wenn es nicht Stunden lang bei Wind und Wetter vor den Thüren auf das Oeffnen der Pforte warten kann, sich dann mit Stoßen und Balgen den Einlaß zu erkämpfen und um die vortheilhafteren Plätze zu boxen hat, sich um den besten Theil seines Vergnügens betrogen sieht.

— Wie es mit der türkischen Armee bestellt ist, geht aus einer Schilderung der „Allg. Ztg." hervor, in welcher es heißt: „Die türkische Artillerie hat seit sechs Jahren keinen Schuß mehr abgegeben und die Mannschaft, mit Inbegriff der Officiere, hat keinen Begriff von der Handhabung der Geschütze. Die türkische Artillerie des Krimkrieges und die Infanterie des letzten Krieges existiren nicht mehr, und die heutige Türkei ist absolut wehrlos, obgleich es ihr nicht an Instruktoren fehlt. Leider aber dienen letztere nur dazu, die Freitagsparade zu zieren, ihre Schuld ist es wahrlich nicht, wenn die türkischen Soldaten weder manövriren noch schießen können und höchstens noch auf dem Niveau der chinesischen Armee stehen.

O Sancta Simplicitas!

(Schwäbisch.)

Ihr Buaba! (fangt der Lehrer a)
Wie oft muaß i's no saga:
Daß es Eu (ch) streng verbote isch
Mit Mädle g'säme z'bade.

Grad geschtert (gestern) isch der Huber Franz
Deßweaga azeigt woara!
So sait er no — und reißt dabei
Dean Huber a de Hoora!

Du großa Kerli solltest Di —
Denn doch e bizle schäme!
Daß d' Mädle grad dort badet hend —
Däs hättest könna seahna!

Noi! heult der Franz, i hau's nit g'sea,
Und brauch mi au nit z'schäme.
Wenn's nit emol e Hemd ahaub
Wia soll i d' Mädle kenna?! —

— Ein zu gutes Herz. Brautjungfer (zur Braut): „Aber, Bertha, wer wird denn so weinen! Du bekommst ja den besten und sanftesten Mann der Welt!" — Braut: „Das weiß ich auch! Ich kann doch nichts dafür, wenn ich so ein gutes Herz hab' — der Mann erbarmt mich halt!"

— Zwei Reporter suchen sich im Renommiren über ihre Fixigkeit zu überbieten. „Der Beweis", sagte der eine, „daß ich den neuen Minister zuerst interviewt habe, ist dies, daß er noch im Bette lag, als ich mit ihm gesprochen habe." — „Bitte", replicirte der Nebenbuhler, „als ich mit ihm gesprochen habe, da schlief er noch."

— Leiser Wink. — Chef: „Nathan, was machen Sie für ein unfreundliches Gesicht, — Sie vertreiben mir damit die Kunden!" — Commis: „Entschuldigen, Herr Prinzipal, aber für 30 Mark Monatssalair kann ich wirklich kein freundlicheres Gesicht machen."

— Höchste Artigkeit. „Sie machen aber ein ernstes Gesicht mein Fräulein! Was ist Ihnen denn, wenn man fragen darf, über Ihre reizende Leber gelaufen?"

— Also im Ernst, mein Herr, wie alt bin ich nach Ihrer Schätzung?" — „Vielleicht dreißig Jahre." — „Ah, Sie scherzen!" — „Nun, — höchstens fünfunddreißig!?"

— Lieutenantstolz. Lieutenant: „Kellner, bringen Sie mir ein Glas Bier!"— Gast: „Mir auch eins!" — Lieutenant (sich umwendend): „Ich ersuche Sie, sich gefälligst nicht auf mich beziehen zu wollen!"

— Der Tröster am Krankenbett. Huber: „Armer Deibel, so schlecht geht es Dir! Was sagt denn der Doktor?—Müller: Der ist schon seit gestern nicht mehr hier gewesen. Aber er meinte, ich sollte man ganz ruhig sein, an's Leben ginge es nicht.—Huber: Ja, die Doktors! Laß Dir rathen, geh, in's Krankenhaus. Bethanien ist das beste, so jut hast Du es nirgend. Mein Vater ist auch dort gestorben, in drei Dagen war er todt.

— Hartnäckig. „Ich habe die Ehre, mich Ihnen vorzustellen; ich bin einer der Chefs des Hauses Hauptmann & Compagnie aus Mandelberg und erlaube mir, da unser Reisender gegenwärtig krank ist, Ihnen unsere neuesten Muster vorzulegen." — „Ah, freut mich sehr, endlich einmal einen Prinzipal Ihres Hauses kennen zu lernen, bitte mein lieber Herr Hauptmann, bedecken Sie sich!" — „Sie entschuldigen gütigst, ich heiße nicht Hauptmann, sondern mein Name ist Schulz." — „Sehr wohl, also bedecken Sie sich, Herr Compagnie-Chef."

— Ungefährliche Drohung. Lehrer: „Was denken Sie sich über einen derartigen Ausdruck höchster Leidenschaft und des Hasses, wie: Ich möchte den Ocean vergiften?" — Schüler: „Daß dies ganz ungefährlich wäre! Es sauft ja doch kein Mensch Meerwasser."

— Heiraths-Annonce. Ein junger Mann, Oekonom, wünscht in ein Landgut einzuheirathen, welches mindestens dreihundert Morgen Acker hat. Reflectantinnen mit fettem Waizenboden erhalten den Vorzug.

— „Es kost't ja nischt!" — Freiwilliger Silberstein auf Posten, präsentirt vor einem vorübergehenden Lieutenant das Gewehr. Lieutenant: Wissen Sie denn nicht, Freiwilliger, daß vor einem Subalternoffizier das Gewehr nicht präsentirt wird? — Silberstein: Zu Befehlen, Herr Lieutenant, ich weiß es! Aber ich wollte Ihnen 'ne Fraide machen — und es kost't ja nischt.

— Zeitgemäß. „Herr Richter, wenn ich gewußt hätte, daß die Ehescheidung so viel Schwierigkeiten macht, so hätte ich lieber nicht geheirathet!"

— Kleiner Irrthum. „Frau Schwertmaul, dürfte ich Sie nicht einen Augenblick um Ihre Säge bitten!" — „Wir hab'n gar keine Säg'!" — „Aber man hört's doch alle Tag', wenn Sie Mittag Holz sägen!" — „A was, das ist ja mein Mann der sein Mittagsschläfchen hält!"

— Distinction. Principal: „Wie können Sie denn bei einer Firma, die schon zweimal Bankerott gemacht hat, schreiben „hochachtungsvoll!" In diesem Falle schreibt man doch nur „achtungsvoll!"

— Jägerlatein. Förster: „Wie ich neulich in der Früh' durch's Revier geh', seh' ich auf einem Baum einen Raben sitzen, ganz keck und breit; der Kerl rührt sich nicht. Denk' ich mir, holst'n runter. Ich schleich mich behutsam 'ran; der Rab' hat nichts gemerkt — bis auf dreißig Schritt bin ich ihm nah 'kommen; auf einmal sieht er mich — da ist er aber käsweis 'worden vor Schreck!"

— Schlechte Bedienung. — „Aber, Herr Baron, wie mögen Sie nur Ihren Bedienten ohrfeigen!" — „Warum? Ei nun, weil er mich so schlecht bedient, als ob ich noch ein Dutzend andere hätte!"

— Schwacher Trost. (Ein Bankier schließt Morgens das Comptoir auf und tritt mit dem Buchhalter ein.) Bankier: „Barmherziger ......, der Kassenschrank erbrochen und ausgeleert, ... alle Creditactien fort......" — Buchhalter: „Wahrhaftig! Nun, Gott sei Dank, daß sie wenigstens gestern gefallen sind!"

— Das fremde Schwein. — Im Jahre 1872 befand sich in Interlaken im Hotel Wyder eine sehr angenehme Gesellschaft von deutschen Familien aus Preußen, Sachsen und Baiern bestehend. Wenn die Damen sich nach Tische zurückzogen, pflegten die Herren noch bei der Cigarre und einem Glase Wein zu politisiren, wobei die verschiedenen Meinungen und Ansichten oft recht heftig aufeinanderplatzten. Ein Russe, welcher das lebhafte, hitzige Streiten einige Tage mit angehört hatte, meinte: „Die Deutschen müssen sich doch immer untereinander zanken und ich glaube, wenn mal wieder ein äußerer Feind kommt, so geht das Reich aus einander." Darauf erwiderte ein bayrischer Gutsbesitzer: „Na schauens, Herr Russ', ich und mein Weib habern auch alle Tag mit einand', wenn mer aber sehn, daß a fremd Schwein in unsern Garten will kommen, nachher schmeiß'n mer's alleweil z'samm 'raus."